

Grußwort

Sehr verehrter, lieber Herr Hölscher,

wenn Ihnen das Institut für Klassische Philologie unserer Universität als Geburtstagsgeschenk ein Colloquium mit dem Thema „Wissenschaft und Existenz“ ausgerichtet, so soll damit ganz ausdrücklich der Bezug zu Ihrem Leben und Wirken deutlich werden. Sie selbst haben in Ihrer Münchener Antrittsvorlesung das Wort Nietzsches zitiert: „die Wissenschaft unter der Optik der Kunst zu sehen, die Kunst aber unter der des Lebens“. Danach haben Sie selbst gelebt. Es war Ihnen nicht gleichgültig, wie Sie Wissenschaft betrieben haben. Sie haben in Ihrer Weise des Forschens das „existenziale Motiv“ (wie Sie es selber nennen) aufzuspüren gesucht und damit Texte als Zeugnisse verstehen gelehrt, die Leiden und Erfahrungen voraussetzen, lange bevor theoretische Positionen oder poetische Reflexionen fixiert wurden. Eine Frage wie die zu Heraklit: „Hat er nicht ... selber erst leiden müssen, bevor er durch das Jasagen zum Leiden mit dem Leben sich versöhnte“, ist symptomatisch für Ihr „Anfängliches Fragen“ auf der Suche nach dem Punkte, wo von einem Dichter oder Denker gesagt werden kann „hier fing er zu fragen an“. Es ist evident, daß diese Art des Fragens und Suchens auch die eigene Existenz betrifft. Auch dies ist bei Ihnen manifest, z. B. im Ergreifen der „Chance des Unbehagens“, mit der Sie wohl die Situation der Klassischen Philologie in unserer Zeit im ganzen meinten, die Sie aber für Ihre Eigenart der Auseinandersetzung mit Goethe, Hölderlin und Nietzsche, aber auch mit Wilamowitz und Reinhardt und schließlich mit sich selbst in einem „Selbstgespräch über den Humanismus“ sich zu eigen gemacht haben. Und der Mittelbegriff Nietzsches, die Kunst (in ihrer Verbindung mit Wissenschaft und Leben), gehört auch bei Ihnen untrennbar mit Ihrer wissenschaftlichen Existenz zusammen. Ich meine damit weniger ein (Ihnen natürlich auch zu Gebote stehendes) inneres Verhältnis zur Kunst in ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen als vielmehr einen Habitus der ästhetischen Vornehmheit, von der Ihre äußere Erscheinung, Ihre Art zu reden, zu diskutieren und auch zu schreiben geprägt ist und von der jeder fasziniert ist, der Ihnen begegnet.

Angefangen haben Sie mit der „Odyssee“, in einer Dissertation, die Sie als 23-jähriger der Philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt vorlegten und die zwei Jahre später im Druck erschien. Gerade als Schüler eines Homerforschers, der über die „Odyssee“ anders dachte als Sie, darf ich sagen, daß mir 45 Jahre nach dem Erscheinen dieser nur 85 Seiten umfassenden Arbeit weder im Grundsätzlichen noch im Detail irgendetwas „überholt“ zu sein scheint. Sie sind dann immer wieder zu Homer zurückgekehrt, und wir alle wünschen uns, daß Sie nun in der Muße des Emeritus Ihre Pläne zu einem Odysseebuch verwirklichen können, in Rückbesinnung auf Ihre Anfänge. Der letzte Satz Ihrer Dissertation „die Einheit des Poetischen und Religiösen verbürgt die Reinheit ihres Ursprungs“ dürfte für Sie ja noch heute gültig sein.

Unter den vielfältigen Forschungen zur Lyrik, Tragödie und Philosophie dürften die Studien zur frühgriechischen Philosophie Ihre zweite große Säule sein. Bahnbrechend war der Aufsatz über Anaximander im „Hermes“ 1953 – in seinen beiden Teilen ebenso lang wie die Dissertation –, in dem Sie doxographische Schablonen durchstießen und in Abgrenzung der begrifflichen und mythischen Vorstellungen die frühen milesischen Philosophen zu erfassen suchten.

Vielleicht darf man sagen, daß in Ihnen selbst etwas vom Wesen des Odysseus steckt, insofern Sie – staunenswert im Hinblick auf unseren heutigen akademischen Immobilismus – an so unterschiedlichen Orten wie Frankfurt, Hamburg, München, Berlin, Heidelberg und dann wieder München mit immer neuer Bereitschaft zum Engagement und mit einer Neugier zur Begegnung mit Menschen und Situationen gewirkt haben. Und Sie haben auf diesen verschiedenen Stationen Freunde gefunden, von denen einige durch ihre Beiträge ihre φιλία mit Ihnen bekräftigen möchten.

Ich bin nicht Ihr Schüler und weiß nicht, ob ich mich (schon) zu Ihren φίλοι zählen darf. Aber über unsere Lehrer – Karl Reinhardt und Wolfgang Schadewaldt – sind wir mit einer Verschiebung von einer halben Generation Enkelschüler des großen Ulrich von Wilamowitz–Moellendorff, dessen heute wieder neu und aktuell gesehene Erbe uns auf die gleiche Sache und das gleiche Ethos verpflichtet, mögen wir auch in der Art, die Dinge zu sehen, heute oft andere Wege gehen.

So bin ich als Ihr Nachfolger glücklich, dieses Colloquium eröffnen zu dürfen.

HELLMUT FLASHAR